

BUNTE WELT

Nr. 1

Unterhaltungsbeilage

1936

Die Perlen der Herzogin

Von Ellen Venstfi

Die Herzogin von York stand vor dem Spiegel ihres Ankleideraums im Buckingham Palace. Sie musterte sich kritisch. Dunkles Samtkostüm, diskrete Seidenstrümpfe, ein kleines Pelztoque, um den Hals, als einzigen Schmuck, eine vierfach geschlungene Schnur erlesener mattgrauer Perlen. „Dies ist wohl der passendste Anzug zur Besichtigung von Whitechapel, nicht wahr?“ fragte die Herzogin ihre beiden Kammerfrauen, die in angemessener Entfernung standen. Die Kammerfrauen nickten. „Natürlich, Durchlaucht. Unauffällig, aber dennoch vornehm und distanziert.“ Die Herzogin schien befriedigt. Sie gähnte leicht. Es war noch früh, und draußen drohte sich der gefährliche Londoner Nebel zusammenzuziehen. Lieber hätte die Herzogin von York noch geschlafen. Doch was tat man nicht für sein Volk? Die konservativen Minister bestanden darauf: jetzt, nach dem erfolgten Wahlsieg sei es notwendig, sich bei den Massen beliebt zu machen. Der Versuch eines Mitalliedes des königlichen Hauses in irgendeinem der Armenviertel, zum Beispiel Whitechapel, würde äußerst wirkungsvoll sein. Das Los traf die Herzogin von York. Sie war eine schöne, junge, gesellschaftlich sehr gewandte Frau. Auch den unangenehmsten Pflichten ihres höfischen Daseins unterzog sie sich mit jenem liebenswürdigen und stupiden Lächeln, wie die sogenannte Eitelkeit es vorschreibt.

Der Zeremonienmeister meldete, daß die Autos warteten. Zwei Hofdamen und zwei Abgeordnete der Tories begleiteten die Herzogin. Bevor sie den Ankleideraum verließ, prüfte die Prinzessin nochmals den Verschluß ihrer Perlenkette. Es war alles in bester Ordnung. Die Herzogin von York liebte Perlen sehr. Sie kannte keinerlei Aberglauben, war überhaupt klüger, als die meisten annahmen. Deshalb lächelte sie jetzt innerlich über die kleine höfische Komödie, die sie spielen mußte. Wenn sie einer dieser Armen gewesen wäre, arbeitslos seit langem, hungrig, krank und elend, sie hätte auf den Besuch einer gutgekleideten und wohlgenährten Prinzessin gepiffen. Sie hätte da Dinge gesagt. . . Zum Glück konnte niemand die revolutionären Gedanken hinter der weißen glatten Stirn des gekrönten Hauptes lesen.

Dies aber hatte sich am Abend vor dem Besuch der Herzogin von York in Whitechapel ereignet. Es wohnte in einem der verächtlichen „Slums“, grauenhaften, kausfälligen, lichtlosen Mietskasernen, der schon seit zwei Jahren arbeitslose Tischler Mac Johnson. Er wohnte in einem Raum, den man sich kaum als menschliche Behausung vorstellen kann, zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter, einem Kind von sieben Jahren. Das kleine Mädchen hieß Mary. Wie tausende kleiner Mädchen in Old-England. Es war aber schlechter gekleidet und schlechter genährt als viele andere Marys seines Alters. Das Gesicht war blaß, der Mund kannte kein Lächeln, die Augen blickten alt, müde und wissend. Die Glieder des schmalen Körpers, die

eingefallene Brust, die gekrümmten Beine, das alles deutete auf Malaria und beginnende Tuberkulose. Trotzdem war Mary, oder vielleicht gerade deshalb, ein aufgewecktes Kind.

Johnson hieb mit der Faust auf den wackeligen, den einzigen Tisch. „Ich will nicht, daß du mit Mary zu dem Rummel gehst und da den Maulaffen machst, verstanden? Was soll der Blödsinn? Ja, wenn es wenigstens noch etwas einbringen würde, aber so . . .“ — „Wenn es auch nichts einbringt, kann es doch nichts schaden.“ Frau Johnson sprach hastig, mit leiser, helferer Stimme. Sie hatte ein Restkopfleiden, das sich nie besserte in dem Londoner Klima, in der Stube, an deren Wänden das Wasser heruntertroff. „Vielleicht sieht mich der Armenpfleger. Er wird sicher auch hinkommen. Und wenn ich ihn dann übermorgen bitte, mir für Mary Lebertran zu bewilligen, so ist es möglich, daß er ihn gibt. Der Arzt sagt, Mary brauche dringend Lebertran.“

Johnson sah stumpf vor sich hin. Er haßte die reichen Leute. Allerdings nur gefühlsmäßig. Sein Radikalismus entsprang nicht der Ueberlegung des Verstandes. Jetzt packte er die kleine Mary an den Schultern, sah dem Kinde in die müden und viel zu wissenden Augen. „Meinetwegen. Weil's um deinen Lebertran geht. Aber das müßte man machen, wenn so eine Herzogin kommt und ihr Affentheater aufführt. Nicht sie anlächeln und nicht sich vor ihr verbeugen. Nicht Stühls Holz raspeln und lauter Lügen. Sondern so —“ er legte seine Finger um den dünnen zerbrechlichen Hals des Kindes — „an der Gurgel müßte man sie fassen, umbringen, das ganze Pack.“ Mary sagte nichts. Doch aufmerksam hörte sie die Worte des Vaters, folgte jeder seiner Bewegungen. Lange lag sie nachher wach, auf der dünnen zerschissenen Decke, die ihr Bett war und durch die man jedes der harten Diebenschreier fühlte. Die Eltern schliefen schon, der Vater mit lautem Schnarchen, die Mutter, senkend im Traum. Da hatte Mary einen Entschluß gefaßt.

Die Autos aus Buckingham-Palace hielten vor einem weißen Ding. Es stellte irgendeinen der vielen Helden Old-Englands dar, der irgendwo gesiegt und irgendwo mal etwas für Whitechapel gestiftet hatte. Ohne großen Erfolg. Die Tatsache, daß es sowohl die Armen, als auch ihre Slums noch immer gab, bewies dies. Der Bürgermeister, der Vorsitzende des Gemeinderates und einige Bezirksvorsteher empfingen die Herzogin von York und ihr Gefolge. Hinter den Stadtvätern hatte man mehrere Reihen jener sogenannten „Muster-Armen“ aufgestellt, die ihr kümmerliches Aussehen hinter saßem Lächeln verbergen, und ihre Köpfe unter der Devise „arm, aber ehrlich“ zur Zufriedenheit der wohlhabenden Schichten der Bevölkerung trugen. Einige Häuser, allzu nahe den Wänden, allzu gebrechlich im Aussehen, hatten die Stadtväter über Nacht mit frischer Farbe anstreichen lassen. Daß sie noch etwas feucht glänz-

ten, konnte auch vom Nebel kommen, der ohnedies die Dinge schwerer erkennen ließ. So machte das Ganze durchaus den Eindruck, als wenn es noch schlimmer hätte sein können, als es war.

Die Herzogin und ihr Gefolge schritten in Begleitung der Honoratioren von Whitechapel die Reihen entlang. Durchaus war die Herzogin gewillt, die beste Meinung über sich zu verbreiten. Sie hörte auf alle und auf alles. Sie neigte huldvoll ihr Ohr den Schilderungen über die armen Leute, die ärmsten Söhne und zugleich, wie es hieß, die treuesten Untertanen. Sie besichtigte, die Herzogin von York, gekleidet in dunklen Sammet und eine vierfach geschlungene Perlenkette, die bestaussehendsten Häuser und die am anständigsten eingerichteten Wohnungen von Whitechapel. Sie fand auch diese noch überaus scheußlich, doch hütelte sie sich wohl, das zu sagen. Im Gegenteil, sie lächelte so oft wie möglich und murmelte bei jeder nur passenden Gelegenheit: „Very nice, indeed!“ Nach der Besichtigung versprach die Herzogin dem Bürgermeister, ihm aus dem königlichen Fonds einen Beitrag zur weiteren Hebung des Lebensstandards der Bewohner von Whitechapel, zur Hebung ihrer Moral und Sittlichkeit zu überweisen. Und im übrigen — ihren Besuch bald zu wiederholen. Was sie jedoch innerlich sofort widerrief. Das Ganze hatte noch keine zwei Stunden gedauert, und die Herzogin atmete erleichtert auf, als sie an dem weißen Ding ihre schönlackierten, spiegelblanken Autos aufstiegen sah. Abschied nehmend, dabei ihn kaum erwarten könnend, schritt sie noch einmal durch die Reihen der Musterarmen, die jetzt gerade im Begriff waren, „and save the king“ anzustimmen. Da geschah es.

Ein kleines Mädchen drängte sich plötzlich vor. Sehr mager, sehr dürrig, nur die Augen in dem blassen Gesicht groß, hungrig, alt. Es war Mary Johnson, das Kind des arbeitslosen Tischlers Mac Johnson. Die Mutter folgte Mary sofort und sehr bestürzt. Was wollte das Mädchen? Doch — ehe sie es erreicht hatte — stand Mary schon vor der Herzogin, streckte, klein, schwächlich wie sie war, ihre Hand nach dem Hals der Prinzessin aus. Sie reichte aber nicht so weit, diese Hand an dem kurzen, dünnen Arm. Sie blieb hängen in den Enden der Perlenkette. Doch hielt Mary die Kette fest, unerbittlich, und ohne Schen.

„Nein, dieses reizende Kind“, rief die Herzogin lachend, „seht nur, wie ihm meine Perlen gefallen. Was für ein liebenswürdiges kleines Mädchen.“ (Dabei machte Mary ihr finsterstes Gesicht.) „Wer ist es denn?“ Hochrot war die Mutter hinzugegetreten, rief Mary zurück und stammelte schamboll Worte der Entschuldigung. Die Herzogin von York war aber durchaus nicht böse über den Zwischenfall. Vor er doch glänzend Gelegenheit, sich „beim Volk beliebt zu machen“. — „Wie heißen Sie denn, liebe Frau?“ Marys Mutter flüsterte mit der vom Restkopfleiden

heiseren, schwer verständlichen Stimme: „John-son“. — „Und was ist Ihr Mann?“ — „Tischler. Aber er hat seit zwei Jahren keine Arbeit mehr.“ Die Augen der Frau flecten. Die Herzogin setzte eine ernste Miene auf. Das mußte man wohl in diesem Fall. Die Armen fühlten dann, daß ihrem Geschick oder besser ihrem Mißgeschick Teilnahme bekundet wurde. — „Ja, liebe Frau, da haben Sie es sicher schwer. Aber dieses Los teilen Sie mit vielen Volksgenossen. Hauptache, wir halten zusammen und haben das Bewußtsein der Gemeinschaft, dann werden wir alles überwinden.“ So, damit war sicher genug des Beileids. Die Herzogin gab sich einen Ruck. Strich Mary abschiednehmend über das Haar. „Du hast einen sehr guten Geschmack bewiesen, als dir meine

Perlenkette gefiel, kleines Mädchen. Merke dir wohl: Perlen bedeuten nicht Tränen, wie man im allgemeinen so sagen pflegt. Sondern im Gegenteil: vornehme Zukunft. Good bye, kleines Mädchen.“ Sie rauschte davon. Im Glanz ihrer vierfachen Perlenkette. Gleich darauf ein kurzes Dupen, die Autos gaben Vollgas. Es ging heim nach Buckingham. Die Herzogin freute sich schon auf ihr Bad. Die Armen rochen nicht gut. Fi donel! Nun war es überstanden. Und so bald nicht wieder. Trotzdem war die Herzogin von York in bester Laune. Die Regie hatte vorzüglich geklappt. Allerdings wäre die Herzogin weniger veranlaßt gewesen, wenn sie die wahre Bedeutung des Griffs der kleinen Mary nach ihrer Perlenkette gekannt hätte. Doch erfährt sie es nie.

Ein Arbeitsloser träumt...

Ich träume nachts — genau seit vierzehn Tagen,
Und stets ist es der gleiche, helle Traum —
Es ist so schön — Ein Wunschtraum sozusagen,
Indes, erfüllen dürfte er sich kaum —!

Tagsüber gehe ich durch viele Gassen,
Ganz ohne Ziel — Wer keine Arbeit hat,
Kann sich die Zeit ja ruhig stehlen lassen,
Was soll er tun? Er wird ja doch nicht satt!

Mein Tag ist grau — Und voll von langer Weile,
Und nur die Nacht erscheint mir wirklich schön — —

Wie gern ich nachts in das Vergessen eile — —
Es lohnt oft nicht, den hellen Tag zu sehen —!

Wenn man so liegt, dem Dämmer hingegen,
Wird alles besser und das Schlimmste leicht —
Man tritt heraus aus seinem Elendsleben,
Das nicht einmal zum rechten Sterben reicht!

Seit vierzehn Tagen ist es stets das gleiche,
Ich träume, daß ich wieder tätig bin,
Nicht überflüssig durch die Straßen schleiche,
Als Ausgestoß'ner ohne Zweck und Sinn —!

Ein guter Traum — Viel besser als das Leben,
Und nur ein Traum, der morgens schnell entflieht —
Viel kann er nicht — Und doch: Vergessen geben,
Bis nur der Tag auch dieses Glück entzieht!

Wenn ich erwache, muß ich mich bestimmen,
Daß ich geträumt nur, daß ich glücklich bin —
Dann bin ich manchmal wirklich wie von Sinnen,
Und weine, wie ein Kind, laut vor mich hin ...

P i e r r e .

es stets entsteht, wenn einer ganz ungehört sein möchte und mit der Tüde des Objekts in Konflikt gerät . . . Mit einem Satz war Walter aufgesprungen . . .

Zwei, drei riesige Sprünge — und er sah sich plötzlich dem „Gespenst“ gegenüber, es war der Ingenieur Mattusch, der mit verzerrtem Gesicht vor ihm stand und ihm einen Revolver entgegenhielt . . . „Keinen Schritt weiter“, zischte Mattusch, „oder ich schieße . . .“, Für Sekunden sahen sich die beiden Männer in die Augen . . . Niemand weiter regte sich, niemand wachte auf. „Sie sind wahnsinnig . . .“, sagte Walter mit ruhiger, gedämpfter Stimme, „stecken Sie das Schießzeug ein . . .“ „Verfluchter Hund —!“ erwiderte Mattusch mit schneidender Stimme, „noch einmal — keinen Schritt weiter!“

Im gleichen Augenblick schlug ihm Walter in blühschnellem Zugriff den Browning aus der Hand. Ein furchtbarer Kampf folgte. Minutenlang wälzten sich die beiden, unterdrückte Schreie ausstöhnend, am Boden . . . Und seltsam . . . Niemand wachte auf, niemand von den Hunderten . . . Schließlich gelang es Walter, den Ingenieur kampfunfähig zu machen.

Am anderen Tag übergab man ihn der Polizei. Nach wenigen Stunden stellte der Polizeiarzt geistige Unmachtung fest und veranlaßte die Ueberführung des Ingenieurs in eine geschlossene Anstalt. Der nächste Browning-

Das Attentat des Ingenieurs Mattusch

Wie eine Bombe hatte die Mitteilung der Betriebsdirektion eingeschlagen, daß der Betrieb stillgelegt werde. „Begen Unrentabilität“, hieß es dürr und trocken in der Ankündigung der Direktion. Die Arbeiter standen zu Klumpen geballt, fiebernd erregt, zwischen dampfer Trauer und lodender Empörung. Mühsam entzifferten sie die inhaltschwere Ankündigung am „Schwarzen Brett“ . . . „Sehen wir uns also gezwungen, die Belegschaft zu entlassen“, buchstabierte einer mühsam, „der restliche Lohn kann heute nachmittags erhoben werden . . .“ „Schluß. Punktum!“ schrie Ernst Hübner und schaute ein grimmiges Lachen, „was aus uns wird, ist den Herrschaften ja egal . . . Wir können ruhig vor die Hunde gehen. Unsere Frauen, unsere Kinder . . . unrentabel . . . Punktum . . .“

„Wer wir gehen einfach nicht!“ schrie Walter, ein großer, überschlanke junger Mensch, vielleicht Ende der Zwanzig, der die glühenden Augen der Schwindsüchtigen hatte, „wir gehen nicht! Wir bleiben im Betrieb, bis wir verhungern. Mögen sie uns herausholen!“

Wildes Stimmengewirr umbrandete ihn. „Recht hat er!“ schrie einer, ein ganz Junger, kaum Anfang der Zwanzig, mit einer hellen, schmetternden Stimme, „recht hat er! Als es ihnen gut ging, waren wir dazu da, uns die Lungen für sie kaputt machen zu lassen. Jetzt, wo das Geschäft nicht mehr klappt, sind wir „unrentabel“ . . . Liegen auf der Straße und können verrechnen!“

Walters Vorschlag wurde aufgegriffen. Man entschloß sich zu bleiben. Ein Mann ging fort, die Familien zu verständigen. Der Portier kam und ersuchte, die Arbeitsräume freizumachen. Hohnlachen antwortete ihm. „Hier wollen wir sterben!“ riefen sie ihm zu. Er suchte die Kapseln und ging schnell fort.

Im Direktionsbüro saß Generaldirektor Schnieling und setzte seine Zigarre in Brand. „Ist das wirklich wahr?“, fragte er den Ingenieur Mattusch, „die Leute wollen nicht rausgehen . . .?“ „Tatsächlich, Herr Generaldirektor, irgendein Wahnsinniger muß sie aufgehetzt haben. Eine glatte Provokation! Man sollte die Polizei alarmieren . . .“

„Lassen Sie, lassen Sie . . .“ wehrte der Generaldirektor ärgerlich ab, „das könnte mir jetzt gerade fehlen. Die Sache wird sowieso schon genug Staub aufwirbeln . . . Lassen Sie mal acht, wie die Heppresse über uns herfallen

wird . . . Dazu noch die Polizei, ich danke . . .! Werden schon herausgehen, wenn sie Hunger bekommen. Die haben ja nichts in sich und bei sich, um durchhalten zu können! Wir können es abwarten . . . Ich muß jetzt schnell nach Hause. Einige Freunde sind zu Besuch gekommen. Meine Frau sieht es nicht gern, wenn ich zu spät zu Tisch komme, wenn Gäste da sind —!“

Generaldirektor Schnieling zog kräftig an seiner Zigarre und telefonierte in die Garage . . . „Paul“, rief er seinem Chauffeur zu, „wir fahren!“ „Alles schon bereit, Herr Generaldirektor . . .“ antwortete Paul. Worauf sich Schnieling ein wenig schwerfällig erhob, dem Ingenieur gönnerhaft auf die Schulter klopfte und sagte: „Also regen Sie sich nicht so darüber auf, junger Mann . . . Sehen Sie mich an, wie gemütlich ich den dummen Streich nehme . . . Ist ja nett Ihr Interesse für die Firma, aber päpstlicher als der Papst, will sagen, als der alte Schnieling, brauchen Sie schließlich auch nicht zu sein . . .“ Er schaute noch einmal kurz und ging dann hinaus.

Die Arbeiter blieben, schon brach die Abenddämmerung herein. Zu Hause zitterten die Frauen und wußten sich nicht zu helfen. Buerst waren sie in Scharen gekommen, vertveint, in panischer Furcht vor dem, was jetzt kommen werde. Aber die Männer hatten sie kurzangebunden nach Hause geschickt. „Das ist keine Weiberfache —!“ murrteten die und dann waren sie auch, zögernd und sich oft zurückwendend, gegangen.

Die Nacht brach an . . . Im fahlen Licht der Mondhügel lagen die Fabrikräume, verwitert und unwirtlich, wie riesige Gräber da, Gräber, in denen die Arbeiter auf Strohlagern und wenigen Decken, die ihnen von zu Hause gebracht worden waren, wie tote lagen und schliefen . . . Schwer lastete die stidige Luft der ungelüfteten Räume auf den Schläfern, deren Atem gepreßt und stöhnend ging. Es war gegen drei Uhr nachts, als Walter durch ein Geräusch, das wie ein unterdrücktes Pfeifen klang, aus seinem unruhigen Schlummer gerissen wurde. Schlafwurz fuhr er auf, um in Sekunden schnelle ganz klar und frei zu werden. Links, an der zweiten Wand, unweit des zentralen Arbeitsgangs, in dem heute mehr als Hundert entlassene Arbeiter schliefen, sah er einen Schatten wie ein Gespenst vorüberziehen . . . Ein verwöhntes Geräusch klang auf, ein Geräusch, wie

Ueberfall des Mannes auf die schlafenden Arbeiter konnte niemals aufgeklärt werden. Die Direktion wies es weit von sich, Mattusch zu seiner unverständlichen Tat veranlaßt zu haben. Auch wie er in die Fabrik hineinkam, war nicht zu ermitteln. Alle Tore waren von den Arbeitern vor Beginn der Nacht fest verrammelt worden . . . Vielleicht war er am Nachmittag gar nicht aus dem Hause gegangen. Uebrigens wollte es die Belegschaft nicht recht glauben, daß Mat-

tusch ohne jede Verbindung mit der Direktion gehandelt hatte . . . Was aber die Schließung des Betriebes und die Besetzung der Fabrikräume durch die entlassenen Arbeiter angeht, so setzten die Bergweiser ihren Willen durch. Jetzt sucht man sie Stück für Stück durch langsamen Abbau loszuwerden. Mattusch aber ist sechs Wochen nach seiner Einlieferung in die geschlossene Anstalt gestorben. Er hat sein geistiges Bewußtsein nie wieder erlangt . . .

Giftpfeile und Pfeilgifte

Wenn jemand in einem Versteck klistert, die Ehre eines anderen verletzt oder gegen ihn Verdacht erweckt, so daß dieser sich nicht wehren kann, dann pflegt man die Waffen eines solchen Menschen, der vielleicht sogar noch in der Maske eines Gönners seines Opfers auftritt, als vergiftete Pfeile zu bezeichnen.

Der Vergleich heimtückischer Verleumdungsmethoden mit der Taktik primitiver Völker der Urwälder, die sich vergifteter Pfeile gegen Fremde bedienen, ist nicht schlecht und hinterläßt weniger als viele andere häufig gebrauchte Vergleiche. Auch die Giftpfeilschützen handhaben ihre Waffen in der Verborgtheit und das Gift, in das sie die Spitzen ihrer Pfeile tauchen, vollendet ihr Werk, auch wenn die Pfeilspitzen selbst, auf sich allein angewiesen, versagen würden.

Die „zivilisierte“ Menschheit hat es in der Erzeugung von Giftgasen und Giftbomben weit gebracht, aber auch die Meisterschaft der primitiven Völker in der Erzeugung von Pfeilgiften ist nicht klein. Sie verwenden dazu nicht nur pflanzliche, sondern auch tierische Gifstoffe. Haben sie auch alle ihre Fabrikationsgeheimnisse noch lange nicht preisgegeben, weiß man doch schon einiges über die Rohstoffe, die sie bei der Pfeilgifterzeugung verwenden.

Einer der berühmtesten Pfeilgiftlieferanten ist der *Upassbaum*, der in der malayischen Inselwelt zu Hause ist und dessen Milchsaft einen sehr starken Giftstoff enthält. Daß diesem Baum giftige Gase entströmen, die in einem gewissen Umkreise, alle Menschen und Tiere töten, wie dies früher von zu Uebertreibungen neigenden Menschen erzählt und von das Wunder suchenden und liebenden Menschen geglaubt und verbreitet wurde, war, ist und bleibt ein Märchen. Wenn es wahr wäre, dann könnte man ja gar nicht aus seinem Milchsaft Pfeilgifte erzeugen. Das tun aber — oder besser gesagt, taten es früher — wirklich seine Heimatsgenossen, und zwar mit anderen Gifstoffen gemischt. Die Schuld an dem vollkommenen Fehlen jedes pflanzlichen und tierischen Lebens in dem berühmten „Totenland“ Javas haben früher mit lebhafter Phantasie begabte Erzähler einem *Upassbaum* zugeschrieben. Moderne Naturforscher scheuten dennoch nicht den Weg in das Tal. Sie lebten frisch und gesund von dort zurück und konnten sogar berichten, daß dort weit und breit kein einziger *Upassbaum* zu sehen ist.

Wer würde daran denken, daß es auch in der Pflanzenfamilie der Hülsenfrüchte, also unter den nahen Verwandten unserer Bohnen, Pisolen, Kinsen, einen Baum gibt, den *Kotwasserbaum* oder *Gattesurteilbaum*, aus dessen Rinde Eingeborene des tropischen Afrikas ein sehr unheimliches Gift brauen, das sie zur Erzeugung von Giftpfeilen verwenden.

Außer diesen nur beispieelsweise erwähnten Pfeilgiftlieferanten gibt es freilich auch noch viele andere in der Pflanzenwelt. Darunter auch solche, die nicht unmittelbar, sondern als Wirtspflanzen giftiger Tiere der „Nütungsindustrie“ sogenannter wilder Völker dienen. Ein solches Mitglied der Pflanzenwelt ist zum Beispiel die *Commiphora africana*, ein naher Verwandter des Lieferanten der *Murthe*, die in den gottesdienstlichen Zeremonien und in der Kosmetik des Alten Testaments eine so große Rolle gespielt hat und einst — ähnlich wie heute das Petroleum — Gegenstand imperialistischer Begehrlichkeiten war. Auch ein Pflanzenfamilie ist aber eine sehr gemischte Gesellschaft und daher kein Wunder, daß ein dem vornehmen Del-, Salben- und Wohlgeruchlieferanten des Alten Testaments nahestehender Baum mit den Säften seiner Wurzel die sehr giftigen Larven des Käfers *Diamphidia locusta* erweckt, die die Buschmänner Afrikas zur Erzeugung von Pfeilgift verwenden. Die Natur soll diese Larven so verschwenderisch mit Gift ausgerüstet haben, daß ihre toten ausgetrockneten Körper auch noch nach einem Jahr nichts von ihren mörderischen Eigenschaften einbüßen. Dabei ist der Käfer selbst — der im Laufe der Metamorphose aus der Larve entsteht und die dann wiederum zum Käfer wird — ein ganz harmloser Geselle. Da ist schon der Käfer *Plepharida ebanida*, der in der *Stalabari-Wüste* zu Hause ist, ganz anders. Auch er selbst ist giftig und zur Pfeilgifterzeugung verwendbar, nicht nur seine Larve.

Pfeilgiftrohstoffe findet man in einer ganzen Anzahl von Tierstypen, auch in solchen, von denen man so etwas am allerwenigsten erwarten würde. Es gibt sogar eine Froschart, die in der Giftmunitionserzeugung primitiver Völker eine Rolle spielt: der *Farberfrosch* Südamerikas, der soviel Gift in seinen Hautdrüsen trägt, daß damit nicht weniger als fünfzig Pfeilspitzen mit der für Menschen tödlichen Giftportion versorgt werden können. Lebendig durchbohrt und über lodernbe Flammen gehalten, werden seine Hautdrüsen zur Herausgabe ihres Giftstoffes gezwungen. Giftstofflieferanten gibt es auch unter den tropischen Ameisen Afrikas und die Buschmänner Südafrikas verwenden auch die Säfte einer *Spinne*, der *Mhgalabarrovi*, zu Pfeilgifterzeugung.

Wohin wird das alles führen, wenn man einst auch die Giftpfeilschützen der „Segnungen“ der europäischen Zivilisation teilhaftig werden läßt? Werden sie Giftpfeilfabrikationsgesellschaften gründen, giftige Pflanzen und giftige Tiere für die Pfeilgifterzeugung in großem Maßstabe züchten und schließlich aus den Schlingen von Pfeilgeschützen Giftpfeile in so ungeheurer Menge gegen die weiße Menschheit loslassen, daß die Giftgase in ihrem mörderischen Fluge die Sonne verdecken werden? S. M.



Muweh!



Wie 'ounte das geschehen?



So, gnädige Frau!

Die Trauerrede

Skizze von Aladar Schöpslin

Der Verblühene war nicht nur der beste Bariton des Gesangsvereins, sondern zugleich auch János Barjus bester Freund gewesen. So war denn János Barju aufrichtig gerührt und stand bläb an der Waise, als der Priester seine Rede beendete. In seinen Augen glänzten wirkliche Tränen und seine Stimme bebte von echtem Schmerz. Wider seinen Willen drängten sich ihm ganz andere Worte auf die Lippen, als er tags vorher mit großem Kopferbrechen zu Papier gebracht und mit vieler Mühe auswendig gelernt hatte. Er sprach abgerissen, in unbedeutenden Sätzen, fand ausdrucksvolle, schwere Worte. Ueber die Trauerversammlung bereitete sich gedämpfte Stille, nur aus der Gruppe der Familienmitglieder brach Schluchzen hervor. Und als János Barju am Schlusse seiner Rede die letzten Abschiedsworte sprach, da verjagte ihm die Stimme, und heiße Tränen rannen ihm übers Gesicht. Er vermochte kaum auszusprechen: „Gott mit dir, unser lieber Freund.“ Im überfüllten Trauerhaus entstand allgemeines Schluchzen, es gab keinen, der den Tränen hätte widerstehen können.

Nach dem Begräbnis trat der Vorsitzende des Gesangsvereins, der Bürgermeister, auf János Barju zu und gratulierte ihm: „Du hast eine herrliche Rede gehalten, lieber Freund. Ich würde dir gratulieren, wäre nicht der Anlaß so traurig . . .“

Alle Trauergäste kamen zu dem Redner, drückten ihm die Hand, sagten ihm Dank. Sie ergötten sich an den eigenen Tränen, daran, daß auch ihnen einmal ein solches, menschliches Gefühl hervorbrach. Dafür waren sie János Barju dankbar, drückten ihm die Hand, lobten ihn. Ja sogar seine Frau, die ihn sonst wirklich nicht ins Gesicht zu loben pflegte, sagte zu ihm: „Lieber János, du bist ja ein großer Redner, sprichst wie ein Herrgott!“

János Barju nahm ernst mit dem Trauerfall angepaßter Würde die Guldigungen entgegen. Er erklärte bescheiden: „Ich bereite

nich gar nicht vor, Sprach nur die Worte, die aus meinem Herzen kamen . . ."

Er war mit sich zufrieden. Fühlte, seine Position in der Stadt hatte sich gebessert, die Leute hatten ihre Meinung über ihn geändert. Und dies war auch bei ihm der Fall — denn obschon er sich nicht gerade für einen Esel hielt, hatte er dennoch nicht mit einem so großen Erfolg gerechnet. Nach dem Begräbnis, als sich die Mitglieder des Gesangsvereins zu einer kleinen, stillen Zusammenkunft beim Bier im „Löwen“ versammelten, fand es jedermann natürlich, daß János Barju neben dem Bürgermeister saß. Auch hier noch wurde immer wieder auf die Trauerrede hingewiesen.

Der Redakteur des Lokalblattes, der aus irgendeinem Grund dem Begräbnis nicht beiwohnen konnte, kam atemlos hereingestürzt: „Die ganze Stadt spricht von deiner Rede, János“, — sagte er — „sie ist die Sensation des Tages. Gib mir das Manuskript, ich werde sie im ganzen Umfang veröffentlichen.“

János Barju versprach beglückt, daß er die Rede niederzuschreiben werde: „Weißt du, ich habe sie aus dem Stegreif gehalten“ — erklärte er mit stillem Selbstbewußtsein und freute sich darüber, daß die Zeitung seine Rede veröffentlichen werde. Er fühlte sich wie er wuchs und wuchs, zu den größten Autoritäten der Stadt emporgestiegen. Eine stille Freude erfüllte ihn. Vergessen war die Trauer, der Schmerz um den toten Freund, das Begräbnis erschien ihm als eine günstige Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu zeigen. Er genoss den großen Erfolg, auf seinem Gesicht lag stille Zufriedenheit.

Dabei angekommen, sprach er mit leichter Ueberlegenheit zu seiner Frau, die zu ihm so lieb und aufmerksam war, wie noch nie: sie war stolz auf ihren Mann, den großen Redner.

Nach dem Abendessen, als er zu Bett ging, hatte János Barju das Gefühl, dieser Tag sei der schönste seines Lebens gewesen. Der Tag, an dem sein bester Freund begraben worden war.

Das beste Schönheitsmittel: Schlafen!

Vor lauter Schönheitsmitteln, vor Diät und Gymnastik, gerät das wirksamste und natürlichste beinahe ein wenig in Vergessenheit: der Schlaf. Allerdings muß man es auch richtig anfangen, wenn der Schlaf nicht nur eine gezwungene Pause zwischen zwei bewegten Tagen, sondern eine wirkliche Quelle von Schönheit und Gesundheit sein soll.

Wir lächeln heute über die altmodischen Regeln, die uns acht Stunden Schlaf vorschreiben oder die Schlafenszeit von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens festlegen wollen. Und in der Tat kommen wir ja nur höchst selten dazu, uns wirklich einmal um zehn Uhr abends niederzulegen. Aber es ist doch wichtig, falls die Schlafenszeit spät liegt, wenigstens für völlige Verdunkelung des Schlafzimmers zu sorgen, damit der Schlaf in den Morgenstunden nicht durch das Eindringen des Lichtes an Intensität verliert. Unsere Augen werden ja von allen Sinnesorganen am stärksten beeinflusst. Wieviel Einbrüche, wieviele Bilder fliegen, schweben, wandern tagtäglich an ihnen vorbei. Wenn sie geschlossen sind, sollen sie nicht das geringste Licht bekommen; also dunkle Vorhänge, Fensterläden und keinerlei Nachtlampe! Daran sollte man schon die Kinder gewöhnen.

Aber auch die Ohren müssen Ruhe haben. Wenn eben möglich, sollte das Schlafzimmer das abgelegenste und stillste im ganzen Hause sein. Unvorhergesehene, brutale, harmonische und unharmonische Geräusche wirken während

der Zeit des Wachens so dauernd auf unsere Hörwerkzeuge ein, daß die Zeit des Schlafes voll ausgenutzt werden muß, um die verlorenen Nervenkräfte wieder aufzufüllen und neue Widerstandskraft zu sammeln.

Wenn also alle Angelegenheiten, ob sie nun das Herz oder das Portemonnaie betreffen, gut ablaufen sollen, sorgen Sie für völlige Ruhe im Schlafzimmer, aber auch für völlige Ruhe in sich selber! Denken Sie vor dem Einschlafen nicht über die unangenehmsten Dinge nach, die sich finden lassen. Man kann seine Gedanken ganz gut trainieren, man kann sie sogar ausschalten.

Wichtig ist auch die Nachtkleidung. Sie soll leicht und lose anliegend sein. Trotzdem es weniger schick ist, erscheint das dem hygienischer als das Pyjama, dessen Hosensack so leicht einschnürt, dessen Knopfschluß drücken kann. Nur für Kinder, die unruhig schlafen, ist das Pyjama eine wirklich nützliche Bekleidung, dann aber möglichst in einem, nicht in zwei Teilen gearbeitet.

Wer gut schlafen will, soll leicht zu Abend essen, besonders dann, wenn er über das erste Jugendalter hinaus ist. Wenig Fleisch, wenig Alkohol. Ein Körper, der zu stark mit der Verdauung beschäftigt ist, ruht sich nicht aus, schwere Träume sind die Folge; und auch das Herz wird über Gebühr angestrengt.

Die gesündeste Schlafhaltung ist eine leicht gekrümmte Lage auf der rechten Seite; so drückt

die Leber nicht aufs Herz, das schließlich auch einmal seine Ruhe haben möchte.

Soll eine Frau geschminkt oder ungeschminkt schlafen? Bitte, gänzlich ungeschminkt! Einmal muß doch auch die Haut Ferien haben. Ueberlassen Sie alle Cremes, alle Puder, alle Schminken dem Tage und erlauben Sie Ihrer Haut wenigstens während der Nacht, alle die Gase, die Fette und Giftstoffe abzugeben, die das Tagesleben erzeugt.

Seiteres

Vor Gericht. Richter: „Was? Sie widerrufen Ihr Geständnis?“ — Angeklagter: „Natürlich. Mein Verteidiger hat mich von meiner Unschuld überzeugt.“

Finanztechnik. „Was meinst du, soll ich ihm das Geld leihen?“ — „Unbedingt!“ — „Warum?“ — „Sonst kommt er doch zu mir!“

Naturschönheiten. Müller sitzt im Stadtpark. Kommt sein Freund und sagt: „Was machst du da?“ — „Ich betrachte die Naturschönheiten!“ — „Sind schon viele vorbeigekommen?“

Das stimmt. „Zeit ist Geld, alter Freund!“ — „Da muß ich dir recht geben . . . das merke ich jedesmal, wenn meine Frau kommt und fragt, ob ich einen Augenblick Zeit habe!“

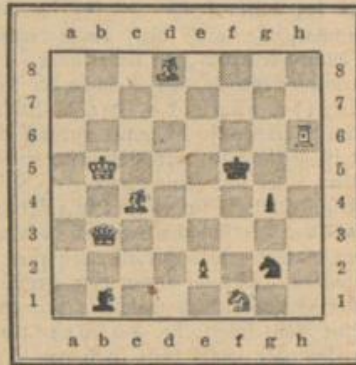
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau

SCHACHAUFGABE Nr. 262.

Von A. M. Sparke.

Schwarz: Kf5, Lb1, Sg2, Bg4. (4)



Weiß: Kb5, Db3, Th6, Lc4, d8, Sf1, Be2. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 260: Ba5—a6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Lohmüller Hans, Chimniak Theodor, Hofeld Otto, Hahl Erwin, sämtlich Nesterstitz; Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Steinwitz Adolf, König Anton, Steinwitz Johann, Robek Franz, Walter Ludwig, Schmied Ferd., sämtlich Kwitkau; Tessa Franz, Sucheil; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Proch Anton, Predlitz (nach Txg5 folgt c2—c1 D. oder T. mit Verhinderung des Mattes im zweiten Zug); Kraus Gerhard, Turn; Ulbert Rudolf, Proseditz; Triltsch Gustav, Wisterschan.

B. F., Schönau: Bei Zweizügen genügt es, wenn der Lösungszug eingesendet wird.

PARTIE Nr. 95.

Vor wenigen Tagen durchlebte die gesamte Schachwelt die Nachricht, daß der bisherige Schachweltmeister Dr. Aljechin von dem holländischen Amateurmeister Dr. Euwe mit 9 Gewinnen, 8 Verlusten und 13 Remisen entthront

wurde. Nachfolgend die 26. Partie des Wettkampfes, durch welche sich Dr. Euwe seinen Vorsprung auf 9:7 Punkten vergrößerte:

Holländisch.

Weiß: Dr. Euwe. Schwarz: Dr. Aljechin.

- | | | |
|-----|---------|--|
| 1. | d2—d4 | e7—e6 |
| 2. | c2—c4 | f7—f5 |
| 3. | g2—g3 | Lf3—b4+ |
| 4. | Lc1—d2 | Lb4—e7 |
| 5. | Lf1—g2 | Sg8—f6 |
| 6. | Sb1—c3 | 0—0 |
| 7. | Sg1—f3 | Sf6—e4 |
| 8. | 0—0 | b7—b6 |
| 9. | Dd1—c2 | Lc8—b7 |
| 10. | Sf3—e5 | Se4×c3 |
| 11. | Ld2×e3 | Lb7×g2 |
| 12. | Kg1×g2 | Dd8—c8 |
| 13. | d1—d5 | d7—d6 |
| 14. | Se5—d3 | e6—e5 |
| 15. | Kg2—h1 | c7—c6 |
| 16. | Dc2—b3 | Kg8—h3 |
| 17. | f2—f4 | e5—e4 |
| 18. | Sd3—b4 | c6—c5 |
| 19. | Sb4—c2 | Sb8—d7 |
| 20. | Sc2—e3 | Le7—f6 |
| 21. | Se3×f5! | Gewinnt drei Bauern für den Läufer mit gleichzeitigem Angriff auf die schwarze Position. |

Gewinnt drei Bauern für den Läufer mit gleichzeitigem Angriff auf die schwarze Position.

- | | | |
|-----|---------|---|
| 21. | ... | Lf6×e3 |
| 22. | Sf5×d6 | Dc8—b8 |
| 23. | Sd5×e4 | Lc3—f6 |
| 24. | Se4—d2 | g7—g5 |
| 25. | e2—e4 | g5×f4 |
| 26. | g3×f4 | Lf6—d4 |
| 27. | e4—e5 | Db8—e8 |
| 28. | e5—e6 | Tf8—g8 |
| 29. | Sd2—f3 | De8—g6 |
| 30. | Sd2—f3 | De8—g6 |
| 30. | Tf1—g1 | Ld4×g1 |
| 31. | Tal×g1. | Die beste Fortsetzung, opfert noch die Qualität mit vielversprechendem Angriff. |

- | | | |
|-----|---------|---|
| 31. | ... | Dg6—f6 |
| 32. | Sf3—g5 | Tg8—g7 |
| 33. | e6×d7 | Td7×d7 |
| 34. | Db3—e3! | Td7—e7 |
| 35. | Sg5—e6 | Ta8—f8 |
| 36. | De3—e5 | Df6×e5 |
| 37. | f4×e5 | Tf8—f6 |
| 38. | Tg1—e1 | h7—h6 |
| 39. | Se6—d8 | Tf5—f2 |
| 40. | e5—e6 | Tf2—d2 |
| 41. | Sd8—c6! | Te7—e8 |
| 42. | e6—e7 | b6—b5 |
| 43. | Sc6—d8! | Der Springer droht von beiden Seiten, den Turm d8 anzufallen. |

- | | | |
|-----|---------|-----------------------|
| 43. | ... | Kh8—g7 |
| 44. | Sd8—b7 | Kg7—f6 |
| 45. | Te1—e6 | Kf6—g5 |
| 46. | Sb7—d6 | Td8×e7 |
| 47. | Sd6—e4+ | und Schwarz gibt auf. |

Allen Schachgenossen und Mitarbeitern die besten Wünsche zum Jahreswechsel!